

gerichtet sein muß; das aber doch eben als dieses irdische Leben von dieser „Hoffnung“ getragen und bestimmt sein soll. Es darf nicht so sein, daß der Mensch sein diesseitiges Leben als gleichgültig erachtet, weil ja doch erst drüben das eigentliche Leben anfangt. Dieses einstige, eigentliche und endgültige Leben wird ja gerade hier und jetzt bestimmt. Dieses geheimnisvolle Enthaltensein der jenseitigen Endgültigkeit in dem vorläufigen diesseitigen Leben ist die Kraft des gläubigen Christen. Er dient im diesseitigen Leben einem jenseitigen. Das bewahrt ihn vor beiden Fehlauffassungen: sein Erdenleben endgültig zu sehen, denn es ist ihm Dienst am Zukünftigen; aber auch sein Erdenleben zu leicht zu nehmen, denn in ihm füllt sich sein Tod mit Inhalt, worin der Mensch alles sammelt und in endgültiger Gottbegegnung zu Ihm hin ausspricht. Und wie alle Begegnung mit Gott verwandelnde Kraft hat, so hat die endgültige Gottbegegnung des Menschen in seinem Tode die Wirkung, daß wir endgültig „verwandelt werden“ (1 Kor 15,52).

Die geistige Seele als Formprinzip¹

VON GEORG SIEGMUND

Von Aristoteles stammt das vielgebrauchte und selten richtig verstandene Wort „Das Ganze ist vor den Teilen“, von ihm zunächst im sozialpolitischen Sinne gemeint, daß der Staat vor seinen Bürgern sei, von Thomas von Aquin aber zu dem Sinne hin geweitet, daß echte Ganzheit der Natur nach früher ist als die Teile, weil erst die Ganzheit Teile zu Teilen macht.² Damit ist nicht gesagt, daß unser Erkennen immer mit der Auffassung des Ganzen beginnt. Das kann so sein. Meist beginnt unser Erkennen mit der Auffassung vorläufiger Ganzheits-Gestalten, die dann der tiefer dringende Verstand in ihre Teile auflöst, um sie im einzelnen zu untersuchen. Auch hierbei geht er von vorläufigen Teilganzheiten wieder zu Unterteilen weiter. So wird der als vorläufige Gestalt-Ganzheit aufgefaßte Leib in eine Summe von Organen zerlegt, diese wiederum in Gewebe, Gewebe in Zellen und Zellen in Zellelemente. Bei dieser analysierenden Arbeit wird nirgendwo das innerlich verbindende Einheits-Band aufgefunden, somit nach der Analyse der ganze Organismus rein additiv aus den Teilen zusammengesetzt gedacht. Solches „Synthetisieren“ bleibt an der Oberfläche, solange nicht der alles verbindende Einheits-Sinn aufleuchtet, noch die die Einheit real ausformende Kraft entdeckt wird. Wir nennen das von den Teilen ausgehende Vorgehen, das die Teile als primäre Bausteine setzt und die Ganzheit als sekundäre Folge ansieht, „meristisch“ (nach dem griechischen

¹ Dieser Aufsatz wird in ein demnächst im Echter-Verlag, Würzburg, erscheinendes Buch des Verfassers aufgenommen werden. „Die Natur des Menschen. Das Bild des menschlichen Wesens als Grundlage seiner Heilbehandlung.“

² Vgl. H. Schickling, Sinn und Grenze des aristotelischen Satzes: „Das Ganze ist vor den Teilen“ 1936.

Wort *meros* = Teil). In der Geschichte der modernen biologischen Wissenschaft bedeutete es einen wesentlichen Schritt zu vertiefter Ganzheits-erfassung, als Cuvier die Einsicht in sein „Korrelationsgesetz“ gelang. Cuvier erkannte, daß bei jedem Lebewesen alle Teile und Organe in eigentümlicher Wechselbeziehung zueinander stehen. Jeweils sind die Organe auf eine ganz bestimmte Weise gebildet, so daß es möglich ist, aus der besondern Gestaltung eines Organs auf die Ausbildung der anderen Organe zu schließen. So haben Tiere mit Hörnern und Hufen immer und in jedem Falle ein Pflanzenfressergebiß, hingegen besitzen Tiere mit Klauen und Sprungbeinen notwendigerweise Fleischfresserzähne. Reptilien mit geschlossenen Zahnreihen leben vegetarisch, Reptilien mit Kegelzähnen sind Raubtiere. Grundsätzlich läßt sich diese Wechselbeziehung bis in die letzten Einzelheiten hinein verfolgen. Wem die besonderen Ganzheitsideen von Tierarten aufgegangen sind, dem muß es möglich sein, von einem einzigen Organ aus den ganzen Organismus zu rekonstruieren.

Cuvier war damit eine wirkliche „Ein-Sicht“ aufgegangen im Sinne eines „*intus legere*“, eines Lesens im Inneren der zunächst nur oberflächlich als Einheits-Gestalt erkannten Organismen. Damit war in einem wesentlichen Punkte die meristische Auffassung der Lebewesen überwunden. Freilich war damit mehr eine Aufgabe gestellt als erfüllt. Nur für wenige große Bauplantypen konnte Cuvier sein Korrelationsgesetz bewahrheiten. Zudem war seine Ganzheitsidee rein statisch auf das fertig ausentwickelte Lebewesen abgestellt.

Trotz des Widerspruches einiger ernst zu nehmender Biologen setzte sich während des vergangenen Jahrhunderts eine charakteristisch meristische Auffassung der menschlichen Entwicklung im Zuge des siegreich vordringenden Evolutionismus durch. Das Vorstellungsschema, das der Evolutionismus anbot, war so verführerisch einfach und einleuchtend, daß die warnenden Stimmen überhört wurden. Es wurde zu einem allgemein angenommenen Glauben, daß der menschliche Keim in seiner Ontogenese alle Stufen des tierischen Reiches vom Urtier bis zum Menschen in einer freilich rasch gedrängten Rekapitulation durchschreite. Beginnend mit der Eizelle, die man mit dem einzelligen Urtierchen gleichsetzte, soll der menschliche Keim über Fisch- und Reptilstadium das Säugerstadium erreichen, um Primat und Anthropoide zu werden. Wann der Mensch, aus dem Schimpansenalter austretend, eigentlich sein Mensch-Sein erreicht, war zwar hinsichtlich des Zeitpunktes, aber nicht als Tatsache umstritten.

Im Zuge der Durchforschung der menschlichen Embryologie stellte es sich heraus, daß bei Anwendung des Stufenschemas im Sinne des „biogenetischen Grundgesetzes“ viele nichtpassende Einzelheiten beiseite geschoben und übersehen wurden. Schon Haeckel hatte ja von solchen Zügen, die nicht einfach in das Schema paßten, gewußt und von „Känogenese“ gesprochen. Immer deutlicher stellte es sich heraus, daß es sich gar nicht um ein „Grundgesetz“ handeln könne, daß durch das Vorurteil dieses „Grund-

gesetzes“ der Blick eingeengt, nur Passendes beachtet, Unpassendes aber unerklärt beiseite läßt. Eine derartige vorurteilende Auswahl macht für die volle einheitliche Wirklichkeit und ihren Ganzheitssinn blind. So ist es zum „Zusammenbruch des biogenetischen Grundgesetzes“ gekommen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sehr beachtliche Parallelen in der menschlichen Embryonalentwicklung zu tierischen Stadien vorliegen, die eine Erklärung heischen. Ihre Erklärung aber hat am Schlusse zu stehen und nicht als vorgegebenes Schema die Forschung in eine bestimmte Richtung von vornherein festzulegen. Daß ganz andersartige Erklärungen möglich sind, erweisen neuere Theorien, wie etwa die sogenannte „Fetalisationshypothese“ von Bolk. In genauem Gegensatz zum Progressionsschema des üblichen Evolutionismus, wonach das spezifisch Neue am Schlusse additiv hinzukommt, glaubt Bolk die Umbildung zum Menschen an frühe Embryonalstufen anschließen zu sollen. Nach ihm ist der Mensch ein infantiler Affe mit gestörter innerer Sekretion.

Werden alle Einzelheiten der menschlichen Entwicklung gleichmäßig beachtet und vom Leitgedanken der primären Ganzheit des menschlichen Wesens durchleuchtet, so stellt sich die zoologische Auslegung der menschlichen Frühentwicklung als ungenügend und irreführend heraus, worauf in letzter Zeit vor allem der Baseler Zoologe Adolf Portmann hingewiesen hat. „Die Besonderheit des Säuglings“ — sagt er — „ist das Ergebnis einer eigenständigen Menschenentwicklung vor der Geburt: auch die frühe Entwicklung ist ‚Ontogenese des Menschen‘, nicht eine Art schematischer Primatenbildung, in der wie im Stufenschema der Klassifikation die Stadien des Tiersystems folgen. Wenn es für manche Untersuchungen berechtigt, ja notwendig ist, oft generelle Züge einzelner Entwicklungsstadien zeitweilig hervorzuheben oder gar ausschließlich zu beachten, um gewisse allgemeine Gesetze zu finden, so ist es für die Einsicht in unser Menschenwesen ebenso wichtig, auch das Besondere dieses Entwicklungsganges auf allen Stadien so weit als möglich zu betonen. Die schematische Gleichheit der frühen Entwicklungsstadien verbirgt ja die heimliche Verschiedenheit, so wie die schlichte Kugelgestalt vieler Eizellen uns Identität annehmen ließ, wo das Experiment ganz verschiedene verborgene Potenzen nachweist. Wie unbedeutend wird in diesen Frühstadien das sichtbar Gleiche vor dem unsichtbaren Verschiedenen ... Da die Ontogenese planmäßig geordnetes Werden einer vollen Daseinsform ist, so kann auch jeder ihrer Schritte in seinem wahren Sinn nur als Akt in diesem besonderen Drama erfaßt werden.“³

An die Stelle des Modell-Bildes vom Stufenschema der menschlichen Ontogenese hat nach Portmann ein anderes Bild zu treten: das Bild des künstlerischen Gestaltens, das in sich das Gestalt-Bild des fertigen Kunstwerkes trägt und zunächst freilich nur in großen Zügen das Werdende andeutet, um es schließlich im einzelnen herauszuarbeiten und die Leit-Idee zu voller bildhafter Darstellung zu bringen. Vom fertig ausgezeugten Bilde

³ Adolf Portmann, *Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen*, 1944, S. 56 f.

zurückblickend, werden nachträglich auch die anfänglich noch unbestimmten Andeutungen in ihren Einzelheiten verständlich. Wird die menschliche Entwicklung in dieser Weise gesehen, dann liegt es nahe, eine Bildekraft anzunehmen, die als aktiv-formendes Prinzip sich das Materielle einverleibt, durchformt, gestaltet und in die große Einheit eingliedert.

Sind wir gezwungen, ein solch aktiv-formendes Wirkprinzip anzunehmen oder aber läßt sich seine Annahme vermeiden? Diese heute viel erörterte Frage gilt es, ohne Verschleierung oder Vorentscheidung aufzunehmen. Sie wird von vielen Richtungen des heutigen „Holismus“ (von dem griechischen Wort *holon* = Ganzes) verneint. Angeblich genüge es, die „Ganzheitlichkeit“ der Entwicklung und des menschlichen Lebens als Tatsachen festzustellen und in ihr ein formales Element der Ordnung zu erblicken, ohne nach einer weiteren Erklärung suchen zu müssen. Nachdem „Ganzheit“ zu einem „Modewort“ (G. Wolff) entwertet ist, begnügt man sich vielfach damit, von Ganzheit zu sprechen, ohne sich ganz klar zu machen, was darunter zu verstehen ist und wie Ganzheit zustande kommt.

Schon Aristoteles hatte sich die Frage vorgelegt, ob es ausreiche, die menschliche Ganzheit als formales Element der Ordnung, als „Harmonie“ zu begreifen. Schon er kam zu der Einsicht, daß eine solche Annahme nicht zureiche, denn bloßer „Harmonie“ geht die Kraft der Selbstbewegung ab, die dem Leben zugesprochen werden muß.⁴ In ihren grundlegenden Versuchen zur Entwicklungsphysiologie haben Hans Driesch und andere nachgewiesen, daß selbst bei den schwersten Eingriffen in den Ablauf des Entwicklungsgeschehens eine Kraft stetig am Werk ist, die besonders in den Anfangsstadien der Entwicklung auch schwere Störungen oft spielend zu überwinden vermag, um immer wieder das gleiche Ziel der fertigen Gestalt anzustreben. Aus den Ergebnissen seiner Versuche zieht Driesch den Schluß, daß in der Entwicklung ein Faktor wirksam sein muß, den man zwar nicht mit den üblichen Mitteln der Naturwissenschaften wägen, messen und zählen kann, der überhaupt nicht in der Dimension räumlich sichtbarer Materie liegt, aber als intensiver Kraft- und Richtungsfaktor das ganze Entwicklungsgeschehen einheitlich leitet. Zur Bezeichnung dieses Faktors nahm Driesch einen alten Begriff der aristotelischen Metaphysik wieder auf, den Begriff „*Entelechie*“, womit eine aktive Wesenskraft bezeichnet werden soll, die ihr Ziel (*telos*) in sich trägt. Was Driesch seine Versuche an Tierkeimen gelehrt haben, das lehrt den Mediziner seine Erfahrung am kranken Menschen. Auch hier gewahrt er eine Kraft am Werke, die in oft erstaunlicher Weise Störungen ausgleicht, reguliert, restituiert und regeneriert. Er stellt fest, wie den vielfältigen Störungen der Krankheit ein aktives Dennoch entgegengesetzt wird und uns verschlossene und unbekannte Wege beschritten werden, die darauf abzielen, die gefährdete Einheit zu retten. Zur Erklärung dieser Tatsache genügt es in keiner Weise, nur von Ganzheitlichkeit des Geschehens zu sprechen; vielmehr muß eine eigentümliche Kraft angenom-

⁴ *Aristoteles, Peri psyches, I 4.*

men werden, die Ganzheit stiftet und erhält. Denn von sich aus neigt alles materielle Geschehen zum Ausgleich der Spannungen im Toten. Diesem Ausgleich aber stemmt sich jene Ganzheitskraft in der Tiefe entgegen, die immer wieder von neuem Spannungen schafft, deren Ausgleich das Lebensgetriebe in Gang hält, bis sie einmal versagt. Dann aber — mit dem Tode — kommt es zu einer sprechenden Umkehr aller Vorgänge. An die Stelle des Aufbaues tritt der Zerfall.

Wie sich an vielen Einzelzügen nachweisen läßt, ist schon der Bau des menschlichen Leibes auf das menschlich eigentümliche Ziel geistiger Selbstergreifung angelegt. Wird zwar auch bei ihm eine Schicht sinnlicher Streben und Erkenntnisvermögen angelegt, so ist diese Sinnlichkeit nicht einfach mit tierischer Sinnlichkeit gleichzusetzen. Vielmehr ist sie beim Menschen in ihrer Eigenart darauf abgestellt, als Mittel dem Geist zu dienen, der sich einmal an ihr entzünden soll. Es ist völlig abwegig, den Geist im Menschen erst in dem Augenblick beginnen zu lassen, wo der erste Akt geistigen Erfassens auftritt. Längst vorher ist Geist da, freilich zunächst verschleiert, latent, sich selbst noch nicht gegeben, als Potenz, die ihrer nicht mächtig, sich erst die leiblichen Organe gestalten muß, ehe es zu jenem Geiste kommt, den wir aus der geistigen Selbsterfahrung kennen. Wir müssen im Menschen eine Bilde-Kraft als Werdeprinzip annehmen, das von vornherein geistiger Art ist, auch wenn die Darstellung des Geistes in bewußter Selbsthabe erst auf verhältnismäßig später Entwicklungsstufe möglich wird.

Als auffälligstes Unterscheidungsmerkmal vom Tier, selbst von den Menschenaffen, hat beim Menschen schon immer die veränderte Kopfbildung, die auf den großen Hirnschädel und kleinen Gesichtsschädel zurückzuführen ist, gegolten. Der Mensch erscheint als Träger eines über jedes tierische Maß hinaus vergrößerten Hirnes. Hierin hat der übliche Evolutionismus nur eine rein quantitative Vermehrung sehen wollen, verbunden höchstens mit einer lokalen Verschiebung der nervösen Zentren. Man glaubte hier eine evolutive Tendenz am Werke, sprach vom Prinzip der „progressiven Zerebration“ (= fortschreitende Verhirnlichung) oder „Telenkephalisation“ (= Ausbildung des Endhirnes). Danach wird mit zunehmender Höhe der Organisation in der Stammesgeschichte der führende Nervenpol nach dem Kopfende hin verschoben. Man hat darum den Menschen einen „Gehirnspezialisten“ genannt, im Zusammenhang damit ein „Werkzeugtier“ oder „Sprachtier“. Doch ist damit die Sachlage wirklichkeitswidrig vereinfacht und verkannt, daß im Zusammenhang mit der Zunahme des Gehirngewichts ein ganz neues Strukturprinzip Platz greift. Im Zuge der Telenkephalisation reißen beim Menschen die höheren Nervenzentren die Herrschaft über die tieferen derart an sich, daß diese die Selbstleitung ihres Bereiches verlieren und nur noch in Führung durch die Oberleitung ihre Aufgaben vollziehen können. Ein dekapitierter Frosch vermag noch mancherlei zweckmäßige Bewegungen auszuführen; ein Huhn ohne Kopf vermag noch einige Zeit zu laufen und zu fliegen. Hunde und sogar Affen

vermögen sich nach Entfernung der Großhirnlappen noch ganz geordnet zu bewegen; sie können fressen, schlafen und wachen. Wird aber die vom Großhirn kommende Pyramidenbahn beim Menschen geschädigt, so ist er unwiderruflich gelähmt. Beim Menschen ist also der ganze Bewegungsapparat der Leitung des Großhirns unterstellt, das mit den unteren Zentren in Verbindung steht, von ihnen Impulse empfängt und seinerseits wieder auf sie Einfluß gewinnt.

Erst wenn wir die Gehirnentwicklung in Zusammenhang mit der übrigen leiblichen und seelischen Entwicklung bringen und dieses dann gewonnene Gesamtbild mit den Verhältnissen beim Tiere vergleichen, kommen wir zu einer befriedigenden Deutung.

Bereits bei Neugeborenen ist das menschliche Gehirn, das wenigstens zweieinhalbmal die Masse des Hirns gleichgroßer Menschenaffen übertrifft, dem Affenkinde weit voraus: es ist etwa 370 gr schwer, während das eben geborener Orang- oder Schimpansenkinder nur etwa 150 gr wiegt. Während ein Affenkind bei seiner Geburt etwa 1500 gr wiegt, beträgt das Gewicht des menschlichen Säuglings bei zartgebauten Rassen etwa 3000 gr, bei uns etwa 3200 gr. In auffallendem Gegensatz zu dem hohen Geburtsgewicht steht der Entwicklungszustand des menschlichen Neugeborenen. Alle höheren Säuger sind bei ihrer Geburt so weit entwickelt, daß sie ihren Körper bald nach Art ihrer Eltern halten und sich bewegen können; beim Menschen fehlt dies zur Zeit seiner Geburt noch völlig. Zwar kommt er mit wachen Sinnen zur Welt, muß aber erst mühsam im Umgang mit anderen Menschen die spezifisch menschliche Haltung und Bewegung — aufrechter Gang! — erlernen.

In einer eigentümlichen Weise sind die Körperproportionen des menschlichen Säuglings gegenüber denen des Erwachsenen verschoben. Der Kopf als Behälter des Gehirns eilt der Entwicklung weit voraus; in Angleichung daran ist auch die übrige Körpermasse vermehrt, wenn auch nicht in gleichem Maße. Trotz dieser weit vorausgeeilten körperlichen Entwicklung ist der Säugling von einer Hilflosigkeit, die immer wieder aufgefassen und zum Gegenstand der Reflexion gemacht worden ist. Da der neugeborene Mensch ein dem Makak ähnliches Verhältnis von Hirnmasse und Körpermasse aufweist, so müßte er — wäre er nur ein gradlinig verlängerter Affe — sich ebenso selbständig wie dieser bewegen können, ein „Nestflüchter“ sein.

„Das Neugeborene aller hochorganisierten Säugergruppen ist ein Nestflüchter mit weit ausgebildeten, leistungsfähigen Sinnesorganen. Seine Gestalt ist, von geringen Proportionsverschiebungen, besonders der Kopfgröße abgesehen, ein verkleinertes Abbild der Reifeform und sein Verhalten wie seine Bewegungsweise entsprechen weitgehend dem Gebaren der Eltern. Auch verfügt es über die Elemente der für die Art kennzeichnenden sozialen Kommunikationsmittel. So ist der Geburtszustand bei den Huftieren, den Robben und Walen, ebenso bei den Affen. ...

Für ein echtes Säugetier vom Menschentyp müssen wir im Sinne dieser Definition ein Neugeborenes fordern, das in den Proportionen seines Körpers dem Erwachsenen ähnlich ist, das die artgemäße aufrechte Körperhaltung einnehmen kann und das wenigstens über die ersten Elemente unseres Beziehungsmittels, der Wortsprache (und Gebärdensprache), verfügt. Es gibt dieses theoretisch geforderte Stadium in der Tat in unserer Entwicklung; etwa ein Jahr nach der Geburt wird diese Stufe erreicht. Nach einem Jahr erlangt der Mensch den Ausbildungsgrad, den ein seiner Art entsprechendes echtes Säugetier zur Zeit der Geburt verwirklichen müßte. Würde also dieser Zustand beim Menschen auf echte Säugerweise gebildet, so müßte unsere Schwangerschaft etwa um ein Jahr länger sein als sie tatsächlich ist: sie müßte etwa 21 Monate betragen. ...

Daß der menschliche Geburtszustand eine Art ‚physiologischer‘, d.h. normalisierter Frühgeburt ist, das wird kaum ernsthaft bestritten werden, und die Feststellung ist in dieser Form auch nicht neu. Aber der Gegensatz zur Entwicklungsnorm höherer Säugetiere ist nicht erkannt worden und man hat darum auch das besonders Menschliche nicht beachtet, das diese Ausnahme repräsentiert. Die gegenwärtig herrschende biologische Auffassung verkennt die Eigenart der menschlichen Entwicklung.“⁵

Bei vergleichender Betrachtung des menschlichen Großhirns muß man beachten, daß das Großhirn nicht ein von Natur fertig gebauter Führungsapparat ist, sondern im Laufe der spezifisch-menschlichen Entwicklung, die eine Entfaltung der freien menschlichen Persönlichkeit darstellt, heranreift. Mit ihr geht die Ausbildung des Großhirns Hand in Hand; es stellt offensichtlich das Instrument der menschlichen Persönlichkeit dar. Beim Säugling ist noch der Thalamus das oberste Führungszentrum, weshalb Otfried Förster, der bekannte Neurologe, ihn ein „Thalamus-Tier“ nannte; ob mit Recht, werden wir noch sehen. Jedenfalls enden beim Säugling alle Bahnen des Körpers einschließlich derer von Sinnesorganen, primär im Thalamus. Wahrscheinlich beginnt auch die Pyramidenbahn zunächst hier. Sehr frühzeitig entsteht eine Verbindung, die der Körper benötigt, eine Verbindung zwischen vorderer und hinterer Zentralfurche und dem Thalamus, womit die Fixierung auf das primäre Pyramidenzentrum zustande kommt. Diese „Flehsig-Bahn“, wie sie Kühlenkampff nennt, „gehört einem ganz anderen System wie die sogenannten Stabkranzfasern an. Stellen diese doch sekundäre Bahnen dar, die hin- und rückläufig den Thalamus mit den sich erst allmählich aufstapelnden Engrammen, um es so auszudrücken, verbinden. Erst Schritt für Schritt wird beim Menschen das ‚Instrument Rinde‘ in Benutzung genommen. Vieles bleibt brach liegen. Schon Bing bemerkt, daß das Lesezentrum nur für die Menschen bestehe, die lesen gelernt haben. Hier tut sich ein scharfer Gegensatz zum Tier auf, dessen Instrument sofort in Gebrauch genommen wird und keiner Erweiterung fähig ist. Auch in der Dressur lernt das Tier im wesentlichen nichts, was nicht in seinen

⁵ Portmann a. a. O. S. 44 ff.

ganzen Voraussetzungen einer Selbstbehauptung und gewissen Anpassungsfähigkeit gegeben ist.“ Demgegenüber ist zu bedenken, „der unerschöpfliche Reichtum dessen, was an Instrumentausnutzung der unendliche Mensch hervorbringen konnte. Wir sehen kaum Grenzen“.⁶

Nach den langjährigen und sorgfältigen Beobachtungen des Luzerner Kinderarztes F. Stirnimann ist das neugeborene Kind weder ein bloßes Reflexwesen noch ein Thalamus-„Tier“, sondern ein „werdender Mensch in allen seinen Anlagen“.⁷ Selbst die höchste seelische Fähigkeit, der Intellekt, ist bereits als Anlage da. Schon der Neugeborene vermag Erfahrungen zu verwerten. Er sucht persönlichen Kontakt mit den Menschen seiner Umgebung und zieht den lebenden Finger einer Pflegerhand einer Atrappe vor.

Die medizinische Erfahrung der letzten Zeit bietet uns eine unerwartete und eigenartige Bestätigung für die Erkenntnis, daß die biologische Natur des Menschen von vornherein auf Auszeugung des Geistes angelegt ist und daß insbesondere die im Vergleich zum Tiere vorzeitige Geburt des menschlichen Kindes den Sinn hat, den letzten Teil der Embryonalentwicklung in der weckenden Einwirkung menschlicher Umgebung vor sich gehen zu lassen. Bereits zum rein biologischen Gedeihen eines Säuglings gehört, was einseitig somatische Medizin lange nicht sah noch sehen wollte, die mütterliche Liebe. Besonders die Erfahrung an unehelichen Kindern hat „einwandfrei erwiesen, daß die Heimunterbringung dieser Kinder der schlechteste Ausweg ist. Schon bei den Säuglingen liegt die Sterblichkeit in den Säuglingsheimen höher als in den Pflegestellen. Wir wollen das große Verdienst der ersten Vorkämpfer der Kinderheilkunde, daß sie diese Sterblichkeit von einem Prozentsatz von 40 Prozent der Kinder heruntergedrückt haben, nicht verkennen. Den entscheidenden Fehler, den Mangel an mütterlicher Liebe, der notwendig mit einem Säuglingsheim verknüpft ist, konnten sie nicht ausmerzen. Langstein und Pfaundler haben darauf oft hingewiesen. Die Versuche, jedes Kind von einer Pflegerin betreuen zu lassen, sind zwar wissenschaftlich von Interesse, aber in der Praxis aus Kostengründen nicht durchführbar. Also wird man versuchen, in den Heimen zu bessern, was man bessern kann. Spitz hat aus New York berichtet, daß der übliche Weg, durch fortschreitende Hygienisierung der Maßnahmen die Verhältnisse in den Säuglingsheimen günstiger zu gestalten, sich an einem besonders krassen Beispiel für ihn in seinen verheerenden Folgen gezeigt hat. Er wurde in ein Heim gerufen, in dem eine geradezu aseptische (= keimfreie) Hygiene herrschte. Die Kinder bekamen überhaupt nur noch Gesichter in Masken zu sehen, lagen weit voneinander entfernt und wurden in einem großen Saal von verhältnismäßig wenig Pflegerinnen betreut. Die Sterblichkeitsziffer in dem Heim war ungeheuer. Vor allem zeigten die Kinder einen Entwicklungsrückstand schlimmster Art. Sie lagen teilnahms-

⁶ D. Kuhlentkampff, Über den Einbau des Sympathicus-Systems in das cerebrospinale System, in: Hippokrates, 1950, S. 533 f.

⁷ F. Stirnimann, Psychologie des neugeborenen Kindes, 1940, S. 104.

los in ihren Betten, oft auf dem Bauch mit in die Kissen gebohrtem Kopfe oder sie gefielen sich in automatischen Bewegungen, ohne mit der Umwelt Kontakt zu nehmen. Auf die Annäherung eines Erwachsenen antworteten sie mit Weinen. Selbst in dem von ihm betreuten Gefängnis, in dem die Säuglinge mit der Mutter zusammenbleiben durften, waren die Verhältnisse wesentlich besser. Auch Frau Roumanesco hat in Paris festgestellt, daß die Trennung der Kinder von der Mutter einen schweren Entwicklungsschaden zur Folge hat.“⁸

Halten wir alle Daten dieses Vergleiches gegeneinander, so müssen wir feststellen, daß im Vergleich mit dem Tier einschließlich der Menschenaffen beim Menschen eine eigenartige Verschiebung der Entwicklungsvorgänge erfolgt, die unfraglich lebensgesetzlich festgelegt ist und einen spezifisch menschlichen Sinn hat. Während alle Tiere, selbst der Menschenaffe, im Banne der Naturführung verbleibt, wird der Mensch aus ihr zu persönlicher Lebensführung entlassen. Darum muß er sich in langem persönlichem Lernen seine Umgangsformen mit der Welt wie die Führung seines leiblichen und seelischen Lebens erwerben. Ihm kann die Natur nicht ein von vornherein fertiges Führungsorgan geben; es muß vielmehr in ganz persönlichem Mittun aufgebaut werden. Aus diesem Grunde erfolgt die frühe Geburt, ihm dient der lange Prozeß menschlichen Reifens.

Im menschlichen Leben haben wir es mit einer eigenartigen Spannung zu tun. Ein Vital-Impuls geht von der vitalen „Tiefen-Person“ aus, die jedoch — im Gegensatz zum Tier — selbst weitgehend labilisiert ist, der Eigenführung entbehrt und darum der Festlegung und Führung bedarf; diese erfolgt vom Großhirn her. „Großhirn“ wiederum ist das Organ der menschlichen Persönlichkeit, das für eine unendliche Fülle von Variationen Raum bietet, die vom Menschen selbst in freier Entscheidung unter Anregung von Mitmenschen verwirklicht werden. Schon hieraus wird einsichtig, daß beim Menschen auch der vitale Gleichgewichtszustand der Gesundheit nicht mehr etwas rein Naturhaftes bleibt, sondern weitgehend von der Selbstführung des menschlichen Lebens durch die Persönlichkeit abhängt.

Wie insbesondere Arnold Gehlen⁹ in den eingehenden Analysen seiner Anthropologie nachgewiesen hat, ist die gesamte Entwicklung des Menschen von vornherein — nicht erst vom „Erwachen des Geistes“ ab — auf die spezifisch menschliche Ergreifung abgestellt, auf das Erlernen der Bewegungsformen, des Sprechens im menschlichen Sinne und auf den Selbsteinbau in die menschliche Gemeinschaft. Beim Tiere reifen alle Organe ohne Kontakt mit der Umwelt im Dunkel des Mutterleibes heran. Nur ein gewisses Ausmaß von Anpassung der an sich fertigen Bewegungsformen erlernt noch das jugendliche Tier bei seinem Spiele. Wie sehr die Natur von sich aus — längst ehe sich der Mensch selbst geistig besitzt — im Kleinkinde auf den Erwerb der Sprache hindrängt, zeigt etwa das Lallen, die

⁸ *Wilhelm Hagen*, Vorbeugende Gesundheits-Fürsorge, 1953, S. 78 f.

⁹ *Arnold Gehlen*, Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. 4. Aufl. 1950.

Einübung selbst erzeugter und wieder gehörter Laute, die Freude an der Wortbildung, Wortfindung und dem anfänglich oft recht eigenwilligen, keineswegs bloß schematisch übernommenen Wortgebrauch des Kindes.

Mit Portmann sei hier noch auf eine zoologisch-anatomische Einzelheit, die man zunächst losgelöst von Fragen geistigen Lebens bei Tier und Mensch untersuchen kann, hingewiesen. Es ist die Ausbildung der Wirbelsäule. „Die Wirbelsäule des Neugeborenen ist fast gerade gestreckt. In den drei ersten Lebensjahren erlangt sie unter dem Einfluß der aufrechten Haltung allmählich die charakteristische Form einer tragenden Feder mit S-förmigem Schwung und ihre eigenartige Knickung im Beckengebiet. Im Vorgang dieser Ausformung aber ist untrennbar mitgehalten als einer unter vielen wirkenden Faktoren der Drang des kleinen Menschenkindes zum Stehen. Es ist mit darin enthalten die Tatsache, daß dieses Kind um sich lauter aufrechtgehende Menschen sieht und daß in ihm ein mächtiges Bedürfnis der spielenden Nachahmung lebendig ist. Aber dazu gesellt sich auch die Anregung und Aufforderung zum Stehen, die vielseitige Hilfe, die von der Umgebung ausgeht. Die ganze geistige Entwicklung der Frühzeit wirkt mit in dem reichen Zusammenspiel, aus dem schließlich am Ende der ersten Kindheit die im Körper fixierte aufrechte Haltung hervorgeht. Nicht umsonst sind die Störungen der psychischen Entwicklung auch mit so mancherlei Abweichungen der Haltung verbunden, weil eben Körper und Geist nicht gesondert sind. Wer den Vorgang der Formung unserer Wirbelsäule isoliert glaubt erfassen zu können, als sei es jener Prozeß, der ja auch beim Tiere gleich abläuft, der erfaßt ihn gerade nicht, dem entgeht das wahre Geschehen vollständig. Wirklich erfassen läßt sich die menschliche Entwicklung nur, wenn man die ganze Eigenart unseres Wesens voll anerkennt und ihre Wirkung auf alle Gestaltungsprozesse berücksichtigt.“¹⁰

Nur nebenbei sei noch auf eine menschliche Eigentümlichkeit hingewiesen, die Gehlen als Grundgedanken seiner Anthropologie zugrunde gelegt hat. Im Vergleich zum Tier ist der Mensch ein biologisches Mängelwesen, eine Tatsache, die schon Platon wie Thomas und Herder gekannt haben, deren Bedeutung aber auf Grund unserer heutigen biologischen Kenntnis herausgestellt zu haben, das Verdienst von Gehlen ist. Alle tierischen Wesen haben sich in ihrer Naturausstattung einer besonderen Umwelt angepaßt. Der Mensch aber kann und muß sich seine Welt, in der er lebt, selbst schaffen.

Bei den Primaten lassen sich „sechs verschiedene Handtypen nachweisen: Zangenhand, Krallenhand, Hakenhand, Haftscheibenhand, Suchhand und Kletterlaufhand. Alle noch so verschiedenen Hände der heute lebenden Affen und Halbaffen gehören einer dieser sechs Spezialisierungstypen an. Nur der Mensch zeigt auch hier eine Sonderstellung; indem seine Hand einen generellen Typus veranschaulicht. Schon 1911 warf der Anthropologe Klaatsch die Frage auf, weshalb denn in der menschlichen Hand die Spe-

¹⁰ *Adolf Portmann, Vom Ursprung des Menschen, 1944, S. 48 f.*

zialisierung unterblieben sei. Und im Bewußtsein der Sonderheit dieses Verhaltens erklärte Klaatsch: „Daß der Mensch seine Hand behielt — so einfach die Tatsache als solche erscheint —, muß nahezu als ein Wunder erscheinen“ ... Dank ihrer Unspezialisiertheit und neuromuskulären Differenzierung (mit der Fülle von Tastorganen) wird die in der aufrechten Haltung von der Stützfunktion befreite Hand des Menschen zu einem Organ, das für die objektivierende Erfassung des Raumes unentbehrlich ist und durch die Fülle der Verwendungsmöglichkeiten dem Menschen Herstellung und Gebrauch von echten Werkzeugen gestattet. So kann der Mensch dank seiner Hand eine ihm allein eigene Welt aufbauen: die Kulturwelt. So wird die Hand zum Kulturorgan „par excellence“.¹¹

Die menschliche Hand ist eines der bekanntesten Beispiele für den Nachweis dafür, daß der menschliche Leib eine biologische Sonderkonstruktion darstellt, die sich nicht aus einer Mehrung des bloß Tierischen verstehen läßt, sondern etwas durchaus Eigenes ist. Dieses Eigene ist das Ziel seiner ganzen langausgezogenen Entwicklung. Es geht mithin nicht an, den Menschen in zwei Teile auseinanderzulegen, einen tierhaften Leib und einen nachträglich hinzutretenden menschlichen Geist.

Fassen wir nun alle bislang kurz angedeuteten Einzelheiten in der Feststellung zusammen, daß die Vielfalt der Entwicklungsschritte des Menschen bei genauerem Zusehen von einem wirklich einheitlichen und ganzheitlichen Erbtypus geleitet wird, der sich in einem eigentümlichen, von den Tieren abweichenden Ausbildungsrhythmus der Organe wie in ihrer charakteristisch menschlichen Formung anzeigt, wobei die Naturführung zurückgenommen, die Instinkte aufgelockert und der junge Mensch in vielfältiger Weise angestoßen wird, die Lebensführung selbst in die Hand zu nehmen, so dürfen wir nicht in einem oberflächlichen Positivismus stecken bleiben und uns mit der Feststellung dieser merkwürdigen Tatsache begnügen, sondern müssen den Mut haben, die Frage nach dem dieser Erscheinung zugrunde liegenden Prinzip zu stellen. Offensichtlich ist die ganze Entwicklung von einer Gestalt-Idee geführt, welche die gesamte Entwicklung auf die Ausbildung eines spezifisch menschlichen Organismus ausrichtet. Sie bildet nicht nacheinander einen Fisch-, Reptil- und Säugerleib, worauf dann am Schluß etwas Menschliches aufgepfropft würde, sondern ist in allen Einzelheiten auf die Ausbildung eines Organismus mit geistiger Selbstergreifung aus. Gehen wir dieser eigentümlichen Ganzheit auf den Grund, so müssen wir auf ein entsprechendes Wirkprinzip schließen, das als „Entelechie“ das innere Werdeziel in sich trägt und in unbewußter Planmäßigkeit die trotz ihrer Vielfältigkeit einheitliche Entfaltung bewirkt und leitet. Im Sinne einer alten Tradition nennen wir dieses Grund-Wirk-Prinzip „Seele“. Da jeder Mensch seine eigene einmalige, jeweils besondere Entwicklung und Lebensgeschichte hat, müssen wir auf eine indi-

¹¹ Joseph Kalin, Die ältesten Menschenreste und ihre stammesgeschichtliche Deutung, in: Historia mundi, hrsgb. von F. Kern, Bd. I, 1952, S. 37.

viduelle Seele in jedem einzelnen Menschen schließen. Es geht nicht an, eine Tier-Seele als Wirkprinzip der menschlichen Entwicklung anzunehmen, in die dann — rätselhaft wie und woher — der Geist einspringt. Vielmehr erfordert die von vornherein durch und durch spezifische Entwicklung ein entsprechendes Wirkprinzip, also eine geistige Seele als Formkraft. Schon in ihrer Entwicklung ist die menschliche Natur durch einen zwar noch latenten, aber doch schon biologisch aktiven Geistbesitz gekennzeichnet.

Die amerikanische Familie

Von JOHN L. THOMAS S.J.

Der Ausdruck „amerikanische Familie“ ist mehrdeutig. Streng genommen gibt es keine „typisch“ amerikanische Familie. Es gibt nur amerikanische Familien, die eine beträchtliche Verschiedenheit in ihrer Struktur und in ihren Anschauungen aufweisen. Wenn auch viele, die über die Familie schreiben, gerne die amerikanische Familie der mittleren Stände (middle-class) als typisch bezeichnen, so sind sich doch die Soziologen keineswegs über den Begriff „mittlere Stände“ einig; auch besteht kein Grund für die Annahme, irgend eine Klasse sei für Amerika typisch. Gegenwärtig betrachtet sich die übergroße Mehrzahl der Amerikaner als zur Mittelklasse gehörend.¹ Diese Meinung ist das Ergebnis einer traditionellen amerikanischen Anschauung, „daß ein Mensch so gut wie der andere ist.“

Einige allgemeine Kennzeichen der amerikanischen Familie.

Da die grundlegenden Auskünfte über die Familie von der amtlichen Steuerbehörde stammen, ist es wichtig, genau zu wissen, was diese unter Familie versteht. Danach ist eine Familie eine Gruppe von zwei oder drei Personen, die zusammen leben und einander durch Blut, Heirat oder Adoption verbunden sind. Wenn auch die gewöhnliche Form der Familie Mann, Frau und Kind ist, so wird man doch nicht übersehen dürfen, daß der so verstandene Begriff auch noch andere Möglichkeiten einschließt, etwa eine Frau und ihre Nichte usw. 1950 gab es in den USA etwa 39 Millionen Familien, bestehend aus durchschnittlich 3,56 Personen. Beinahe ein Drittel dieser Familien zählte nur zwei Personen; ein Viertel bestand aus drei, ein Fünftel aus vier, ein Neuntel aus fünf und ein weiteres Neuntel aus sechs oder mehr Personen. Die Geburtenziffer für 1950 war ungefähr 24; das bedeutet eine Gesamtzahl der Lebendgeborenen von ungefähr 3,7 Millionen.

1949 — das letzte Jahr, für das zuverlässige Zahlen vorhanden sind — hatte die Familie ein Durchschnittseinkommen von 3068 Dollars, das sich

¹ "The Fortune Survey: XXVII. The People of the USA. — a Self-Portrait". Vol. 21 (February, 1940).